

Vorwort

Schulchan orech ist einer der Begriffe, mit dem mich mein Mentor Rabbiner Ben-Chorin, ein ernsthafter post-halachischer Denker, prägte. Post-halachisch, weil er bemerkt: *kehalacha awal lo lefi halacha*, d.h. wie es das jüdische Gesetz fordert, aber nicht immer in seiner Ganzheit. Die Spannung zwischen der Tradition und der Modernität mag unter Umständen zugunsten der Letzteren ausgehen. Darum spricht Rabbiner Ben-Chorin vom *Schulchan orech*, dem sich immer neu deckenden Tisch, im Gegensatz zum *Schulchan aruch*, dem schon gedeckten, sich nicht mehr ändernden Tisch.

Immer, wenn ich ihm eine Frage stellte, griff er nach *Mischna Brura*, einem Kommentar von *Schulchan aruch*, dem klassischen jüdischen Gesetz. Dann griff er auch nach einem anderen Buch, und noch nach einem anderen Buch, sodass ich oft am Ende meine Frage vergaß und verstand, warum er manchmal überspitzt sagt, dass ein Rabbiner für seine Rede keine Uhr, sondern einen Kalender brauche.

Wenn ich mit ihm spazieren gehe, verwickelt er sich spontan in ein nettes Schmoozing mit einem Polizisten, Jugendlichen oder Straßenkehrer, mit jedem, der ihm begegnet. Er hat für alle ein nettes Wort parat, einen kleinen Witz oder eine kurze Weisheit. Er ist wie ein Zauberer, der zu jeder Zeit aus seinem Zauberhut eine schöne Blume herausziehen und überreichen kann. Er selbst spricht vom horizontalen Glauben, vom Göttlichen als Du und erläutert dies am Beispiel der Gebetsriemen: „Wenn ich Tefillin anlege, sehe ich selbst die Tefillin nicht, sondern der Andere, der dadurch in gewissem Dialog mit mir steht.“ Wegen seines horizontalen Glaubens war Rabbiner Ben-Chorin an jeder seiner Wirkungsstätten ein effektiver Seelsorger für Kranke, Ältere und alle, die seine Hilfe brauchten.

Er mag das strukturelle Denken, wenn er von der Formel „Schöpfer - Schöpfung - das Geschaffene“ spricht. Aber am meisten betont er das folgende Trio, das für ihn die Essenz des gesamten Judentums darstellt: zum Ersten die Terminologie - d.h. die besonderen Worte und Ausdrücke, die wir benutzen und die uns prägen. Zum Zweiten der Kalender - d.h. das Gespür für den Ablauf der Zeit und die besonderen Zeiten im Laufe des jüdischen Jahres. Zum Dritten die soziale Ethik und die Aufmerksamkeit den fremden Menschen gegenüber.

Er bezieht sich oft, in der guten Tradition des progressiven Judentums, auf die Propheten, wie z.B.: *Bakschu Zedek*, *bakschu Anawa*, sucht die Gerechtigkeit, sucht die Bescheidenheit (Zefanaja 2,3).

Seine liturgischen Seminare in Zürich waren bekannt und gesucht. Rabbiner Ben-Chorin kann auf die textuellen Feinheiten im Siddur, Gebetbuch, lehrreich hinweisen, wenn er z.B. sagt: „An jedem Schacharit des Wochentages erinnern wir uns an viele Mizwot, wie *Bikkur Cholim*, Krankenbesuch oder *Hachnassat Orchim*, die Gastfreundschaft. Dann auch an *Ijun Tefilla*. Wenn wir Tefilla hören, denken wir gleich an die Pflicht zum Gebet. Rabbiner Ben-Chorin weist jedoch darauf hin, dass der Text vom *Ijun Tefilla* spricht, vom Studium, vom Betrachten des Gebetes, wobei diese Formulierung sogar Agnostiker nicht ausschließt.

Dieses Buch enthält Beiträge, die im Rundbrief der Jüdischen Liberalen Gemeinde Or Chadash in Zürich zwischen Dezember 1996 und Januar 2007 veröffentlicht wurden, die ich in acht Bereiche eingeteilt habe. Vorher wirkte Rabbiner Ben-Chorin seit seiner Ordination (1964 in den USA) in Israel und in Manchester (1977-1981), danach in Berlin (2009-2015) und St. Gallen.

Die Idee zu diesem Projekt entstand zum Anlass seines 80. Geburtstags am 15. September 2016. Die Feiern in München fanden sowohl in unserer Gemeinde Beth Shalom statt, als auch im Stadtarchiv mit Unterstützung des Direktors Dr. Stephan und mit Hilfe von Dr. Heusler.

Die Laudatio von Professor Michael Wolffsohn wird den Texten von Rabbiner Ben-Chorin vorangestellt. Professor C. Bernd Sucher trug zwei Gedichte von Schalom Ben-Chorin vor.

Die Idee ist jedoch bei weitem keine Verwirklichung.

Susi Saitowitz, die Geschäftsführerin von Or Chadash, stellte die elektronischen Rundbriefe prompt zur Verfügung. An der umfangreichen technischen Umsetzung, Korrektur und Finanzierung waren Irene und Gerhard Endraß beteiligt.

Last but not least, der wesentliche Dank gilt Adina Ben-Chorin, die das Leben von Tovia Ben-Chorin schon seit der Zeit seiner rabbinischen Studien prägt und hält.

Rabbiner Tom Kučera

Liberales Jüdisches Gemeinde Beth Shalom in München

Laudatio auf Rabbiner Dr. Tovia Ben-Chorin (in Auszügen)

(Zur Verleihung des Deutschen Dialogpreises 2014, Berlin, 4. November 2014 und erweitert zur Feier seines 80. Geburtstages, München 17. November 2016)

Sieben. Die magische Sieben. Sieben Tage.

Schiwa, mi jodea. Schiwa ani jodea...

Meine Rav-Tovia Laudatio in sieben Punkten.

Eine Laudatio sei kein Lebenslauf. Der *Lebensinhalt* ist wichtiger als der *Lebenslauf*, zumal mein Freund Tovia, Rabbiner Tovia Ben-Chorin, hier und heute für den Kern seines Lebensinhalts geehrt wird. Kern seines Lebensinhalts war seit jeher der Dialog: Der Dialog auf fester Grundlage des eigenen Seins. Des *kollektiv-jüdischen* Seins ebenso wie des *familiär-individuellen* jüdischen Seins. Doch Tovia Ben-Chorin führt nicht nur mit Juden den Dialog; selbstverständlich auch mit Christen und Muslimen.

1. Rav Tovia: Brückenbauer zwischen Juden, Christen und Muslimen

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, also Hebräische Bibel und Neues Testament; Leviticus 19,18 und Markus 12,29 - um nur zwei Belege zu nennen. Ohne Selbstliebe keine Nächstenliebe. Nächstenliebe jedoch nicht nur im eigenen Wir. Auch den bei dir lebenden Fremdling „sollst du lieben wie dich selbst“ (Leviticus 19,34. Im Neuen Testament fehlt dieser moralische Imperativ). Schon in seinem deutschjüdischen, Jerusalemer Elternhaus lernte der 1936 geborene kleine Tovia das Judentum lieben - das aufgeklärte, reformierte Judentum, wie es sein Vater Schalom Ben-Chorin und andere Lichtgestalten dachten und machten.

Tovias Mutter Gabriella Rosenthal, die fließend Arabisch konnte, lebte das Beispiel jüdisch-muslimischer Gemeinsamkeit vor. Wohlgekannt, schon in den 1930er Jahren, als der Arabische Aufstand gegen Juden und Briten tobte.

„Liebe deinen Feind und mach‘ ihn so zum Freund.“ Das war die Botschaft des Elternhauses.

Tovias Vater, Schalom Ben-Chorin, war 1935 aus seiner Heimatstadt München vor Hitler und Konsorten geflohen, um überleben zu können. Trotzdem hat Schalom Ben-Chorin nie seine Liebe zur deutschen Kultur verleugnet. Für ihn gab es sogar in der NS-Zeit, und lange bevor es israelamtlich wurde, ein „Anderes Deutschland“. Damals war das „Andere Deutschland“ in Jerusalem. Bei und in Tovias Vater, Martin Buber, Ernst Simon, Else Lasker-Schüler oder Gershom Scholem.

Wir erkennen: Tovia Ben Chorin hat den Dialog der Kulturen und Religionen mit der Muttermilch eingesogen.

„Was du ererbt von deinen“ Eltern, „erwirb es, um es zu besitzen.“ Dieses genderpolitisch von mir korrigierte Goethewort hat sich Rabbi Tovia zu eigen gemacht. Er besitzt das Ererbte, weil er es erworben hat.

Anders als die Eltern war er ein echter Zabar, ein in Israel geborener Jude bzw. eine Kakteenfrucht. Doch anders als die meisten Kakteenfrüchte ist Tovia nicht stachelig, sondern sanft - und durch seine Sanftheit stark.

Diese Kraft der Sanftheit haben Tovia und seine Frau Adina Ben-Chorin beiden Söhnen mitgegeben.

Kraft und Macht der Sanftheit - ist das nicht jesuanisch, also christlich?...

Rabbiner Tovia ist sozusagen für den jüdisch-christlichen Dialog prädestiniert. Für einen Dialog auf Augenhöhe, von Herz zu Herz, von Hirn zu Hirn.

Rabbi Tovia steht dabei seinem großartigen Vater Schalom, einem *der* Pioniere des jüdisch-christlichen Dialogs „nach Auschwitz“ und trotz Auschwitz, in nichts nach. Tovia ist, so gesehen, nicht „von Schaloms Gnaden“. Tovia ist nicht nur der „Sohn des berühmten Vaters“. Er ist er - ohne „Vatermord“.

2. Rav Tovia isst kosher, er ist kosher: Von Toleranz zur Akzeptanz

Rabbi Tovia isst nur koschere Speisen, doch auch ohne koscheres Essen bliebe, ist Rabbi Tovia in jeder Hinsicht kosher. Der Geist des Gesetzes, nicht der Buchstabe entscheidet. Auch das gehört zu Rabbi Tovias Theologie und Philosophie, und das wiederum erinnert uns Juden an unseren „Bruder Jesus“. Bruder Jesus, so nannte Schalom Ben-Chorin den Heiland der Christen.

Er isst / ist kosher und toleriert rituell Nicht-Koscheres, wenn es ideell kosher ist.

Den gleichen Gedanken hat Großmeister Johann Wolfgang aus Frankfurt/Main und Weimar natürlich viel schöner in seinen „Maximen und Reflexionen“ ausgedrückt:

„Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein: sie muss zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.“

Anerkennung gleich Akzeptanz. Folglich meinte Meister Goethe: Akzeptanz sei das Ziel, Toleranz ist nur der erste Schritt hierzu.

Rav Tovia lebte und erlebte diesen Prozess, er lebte ihn vor.

Vorbildlich...

Rav Tovia und ich sind seit 1967 Freunde, also seit der Jungsteinzeit...

3. Rav Tovia, der „Jüdische Kosmopolit“

„Jüdischer Kosmopolitismus“ war und ist unseren Feinden ein Horror, uns Freude, Ehre und Selbstverständlichkeit. Rav Tovia ist auch so gesehen „typisch jüdisch“, als Weltbürger.

Rabbi Tovia ist Israeli und Weltbürger. Er lebte in den USA, England und der Schweiz. Er lebte in Deutschland und ging, zum Kummer deutschliberaler Juden, wieder in die Schweiz.

Rav Tovia ist Weltbürger. Er ist von dieser Welt, in dieser Welt, auf dieser Welt. Bitte noch recht lange.

„Im jirze haschem“. „Anu rozim!“

4. Rav Tovia und der Liebe Gott

Der Liebe Gott hat in München einige Gastgeber - darf ich sagen? - „Stellvertreter“. Nein, Tovia, nicht Dich. Du bist hier Gast, nicht Gastgeber.

Ich denke an orthodoxe Rabbiner. Jedenfalls an die mir bekannten orthodoxen Rabbiner. „Da schweigt des Sängers Höflichkeit.“

Das gleiche sage ich auch bezüglich der christlichen Oberhirten Münchens, dem katholischen und evangelischen. Manche wissen, dass ich beiden vorwerfe, kürzlich auf dem Jerusalemer Tempelberg, dem Druck des muslimischen Geistlichen nachgebend, und dann - ohne jüdischen Druck - auch an der Klagemauer ihr Kreuz abgelegt, damit ihr Sein symbolisch abgelegt, sich unterworfen und damit die Grundregel von Toleranz/Akzeptanz gebrochen zu haben.

Was mir an diesen Geistlichen, auch an vielen anderen christlichen Geistlichen auffällt und missfällt, ist diese oft zu hörende Aussage: „Gott will“ oder auch „Gott sagt“. Ich frage: woher wissen sie? Sie glauben, aber wissen können auch sie ES nicht.

Nie habe ich von Rav Tovia eine derart anmaßende Aussage gehört. Auch nicht von unserem verehrten Rabbiner Kučera, was natürlich kein Zufall ist, weil er sozusagen ein Schüler von Rav Tovia ist.

Mir scheint: Über das persönliche Wohlwollen hinaus wird hier wohl auch ein Wesensunterschied zwischen christlicher und jüdischer Geistlichkeit erkennbar.

Jene glauben zu wissen, dass sie den Lieben Gott gefunden haben. Was natürlich ein Widerspruch in sich selbst ist, denn glauben und wissen schließen einander aus.

Rav Tovia oder Rav Kučera - selbst orthodoxe Rabbiner - glauben und hoffen, den Lieben Gott gefunden zu haben. Nicht vom Wissen um Gott sprechen sie. Sie verstehen sich nicht als Gottes Sprachrohr, also nicht als seine „Stellvertreter“.

Ja, ich weiß, nur der Papst wird in der Katholischen Welt als „Stellvertreter“ Gottes verstanden. Recht besehen kann freilich auch manch' anderer Geistliche dieser Versuchung nicht widersteh'n. Hier und da auch

der eine oder andere jüdische Geistliche nicht. Nie habe ich erlebt, dass Rav Tovia oder Rav Kučera dieser Versuchung erlegen wären.

5. Rav Tovia, der Charismatiker, der strahlende, ausstrahlende Redner

Unter „Charisma“ versteht man Ausstrahlung, die Ausstrahlung eines Menschen. Im griechischen Ursprung bedeutete Charisma so viel wie Gnadengabe, eine aus Wohlwollen gespendete Gabe, letztlich eine aus göttlichem Wohlwollen gespendete Gabe.

Wenn jemand Charisma hat, dann Rav Tovia.

Ob Bima, Kanzel, Altar, Rednerpult, Stuhl, Sessel: Tovia steht oder sitzt, er strahlt aus, ES strahlt: „Wajehi or“. Jedes Mal wieder: unglaublich, doch so ist es.

Und dabei hat Rav Tovia auch Witz, bringt andere zum Lachen und lacht nicht zuletzt über sich selbst. Unvergesslich bleibt für mich diese Begebenheit:

Symposium zu meinem sechzigsten Geburtstag. Rav Tovia steht am Rednerpult. Es ist für ihn viel zu hoch. Die Zuhörer können gerade einmal seine Stirn und Kippa erkennen.

Ex-Bundeskanzler Gerhard Schröder hätte einen Schemel aufstellen lassen.

Tovia reagierte so: Ähnliches sei ihm auch bei seiner Bar Mizwa widerfahren. Er sei eher hörbar als sichtbar gewesen, und doch habe seine Stimme den Bet- und Himmelsraum erreicht.

6. Rav Tovia, der Redner, Prediger, Lehrer, nicht Schreiber

Rav Tovia ist ein vorzüglicher Redner, Prediger und Lehrer.

Andere haben im Kopf ein Loch (Iwrith: chor).

Sie verbreiten Chochmes in Wort und Schrift.

Rav Tovia hat und verbreitet Chochma, Klugheit bzw. (richtiger:) Weisheit.

Genau hier setzt meine - einzige - Kritik an ihm an: Leider hat er seine Chochma nicht verschriftlicht. Etwa in Buchform. Vielleicht, hoffentlich beschenkt er uns damit doch noch.

7. Rav Tovia, der Seelsorger

Es gibt so' ne Menschen und so' ne Menschen.

Es gibt solche Rabbiner und solche Rabbiner.

Manche sind auch Seelsorger, andere sorgen sich um ihre Karriere.

Es sind Menschen wie du und ich.

Rav Tovia ist nicht nur („nur“) Rav, er ist auch Seelsorger.

Er kümmert sich um Sorgen und Seele der Menschen.

Rav Tovia is A MENSCH und dadurch ein „Menschenfischer“.

Tovia, wir danken Dir! - Bis 120!

Prof. Dr. Michael Wolffsohn

Inhaltsverzeichnis

Ethik

	Seitenzahlen
Gegenseitige Hilfe in der jüdischen Gemeinde	2
Annäherung und Abgrenzung im Judentum	4
Das Zinsverbot der Tora	6
Vernichte nicht!	8
Toleranz und Verständnis	10
Nicht juble dein Herz, wenn er hinstürzt	13
Schächten und Tierschutz	15
Beziehungen - Begegnungen	18
Nachdenken über die Rache	21
Sünde heißt das Ziel des Lebens verfehlen	25

Tradition

Jiskor - Gedenke!	28
Die Bedeutung der Synagoge	30
Arbeit und Beruf	32
Warum brauchen wir die Gebote?	34
Warum soll man eine Mizwa, ehrenvolle Aufgabe, im Gottesdienst annehmen?	38
Der Davidstern - der Stern der Erlösung	42
Was macht mich zu einem Juden / zu einer Jüdin?	44
Das kurze Gebet	50
Der Friedhof - ein Haus des Lebens	53
Gedenke, was dir Amalek antat	55

Progressive Halacha

Die Grenzen des liberal-religiösen Judentums	60
Gepriesen bist du, Ewiger, der mich nicht zur Frau gemacht hat - tatsächlich?	63
Der Graben zwischen Charedim (strikt Orthodoxen) und der Reform	66
Säkulare Menschen als Gesprächspartner liberaler Juden	69
Ein Maßstab für die Einhaltung des Schabbat bei liberalen Jüdinnen und Juden	72
Kaschrut im liberalen Judentum	77
Es gibt keine bewusste jüdische Existenz, ohne Halacha	79
Akzeptanz der Reform-Übertritte durch das Oberste Gericht Israels	83

Israel

Israel und die Diaspora - Zionismus des Progressiven Judentums	88
Mein Vater - Schalom Ben-Chorin	91
Exil und Diaspora	94
Unsere Existenz als Besatzer zerstört uns von innen her	96
In einer Gesellschaft aufwachsen, die sich als Opfer sieht	100
Ein Versöhnungstag vor dreißig Jahren...	103
Der Staat Israel - das ist mein Land, ich habe kein anderes	107
„Seid ihr mir nicht wie die Kuschten (die äthiopischen Juden), ihr Israeliten?“	110

Geschichte

Deutsche Juden - Juden im deutschen Sprachraum	114
Heiligung des (göttlichen) Namens - Heiligung des Lebens	117
Die bahnbrechenden Genies vom Rand oder: Meteoritische Führung	120
Sie sollen mir ein Heiligtum errichten - vom Heiligtum zur Synagoge	122
Der Übergang von der Ghettogemeinde zur freien Gemeinde	124
Ein umherirrender Aramäer war mein Vater	126
Wie kommt ein Jecke (Deutscher Jude) zu Jiddisch?	129
Lieder stimme ich an	132

Kultur und Gesellschaft

Das Spiel im Judentum	136
Das Theater in der Schrift und den Quellen der mündlichen Überlieferung	139
Psychologie und Judentum	141
Der Glaube an Geister und Gespenster	144
Das Alter	147
Warum machen die Rabbinen Gestalten der Schrift zu Proselyten?	150
Den Weg des Lebensbaums zu bewachen	153
Die fünf Grundgebote des Islams und ihr Bezug zum Judentum	156

Feiertage und Gedenktage

Die Bindung Isaak	160
Zeit unserer Freude	163
Tora und Freiheit	165
Pessach, Fest der Freiheit	167
Wer führte Chanukka ein?	170
Ordnung und Freiheit	172
Vorbereitung für die Hohen Feiertage	175
Die Pessach-Haggada: Was ist das für eine Literatur?	177
Freiheit und Gesetz	179
Wie gut ist unser Anteil?	183
Die Haggada-Erzählung - ein Buch der Hoffnung	186
Das Wesen des Menschen, ausgedrückt durch die jüdischen Feiertage	189
Nachdenken nach den Festen des Monats Tischri	193
Schicksal und Freiheit - Gedanken zu Purim und Pessach	197
Ruth - die Mutter von Proselyten und Proselytinnen	201
Zerstörung und Aufbau - der neunte Av und der fünfzehnte Av	204

Philosophie der Religion

Zeit im Judentum	208
Gott ist Anfang und Ende	210
„Dies sind die Wanderungen Israels ...“	212
Zwischen Formglauben und öffnendem Glauben - eine existentielle Frage	214
Gott als Quelle von Kunst und kreativem Schaffen	217
Warum haben wir einen jüdischen Kalender?	219
Gründet sich der Glaube auf die Vernunft oder auf die Erfahrung?	223
Die Religion - sie vereint oder entzweit	229

Ethik

Gegenseitige Hilfe in der jüdischen Gemeinde

Zedaka und G'milut Chessed

Das Judentum ist in seinem Wesen eine Religion mit sozial ausgerichtetem Lebensweg. Wir erreichen Gott über die Menschen, mit denen wir leben, über unsere Mit-Menschen. Über die Beziehung zu dem im Menschen verborgenen göttlichen Funken finden wir zum Ursprung der Schöpfung, zum Schöpfer, gelobt sei Er.

Aus diesem Grund sind die Gebote in zwei Hauptgruppen unterteilt, in Gebote mit Bezug zum Mitmenschen und in solche mit Bezug zu Gott. Im klassischen Judentum besteht zwischen diesen beiden Gruppen kein hierarchischer Unterschied, da alle Gebote den gleichen göttlichen Ursprung haben. Im progressiven Judentum differenzieren wir zwischen Geboten, die sich auf den Mitmenschen beziehen, die uns helfen sollen, eine gesunde Gesellschaft aufzubauen, die sich bemüht, göttliche Moral zu verwirklichen, und zwischen Geboten, die sich auf Gott beziehen, die kultische Bedeutung haben und sich je nach Zeit und Ort verändern und entwickeln können.

Bei den Geboten mit Bezug zum Mitmenschen sind zwei Begriffe wichtig. Der eine heißt „Zedaka“ und hat seinen Ursprung im Tanach, der andere heißt „G'milut Chessed“ und ist rabbinischen Ursprungs. Unsere Weisen fassten die beiden Begriffe als ergänzende Einheit zusammen. Während im Tanach der Begriff Zedaka mit einer guten Tat verbunden ist und die (Wieder-) Herstellung der göttlichen Gerechtigkeit (= Zedek) auf Erden bezeichnet, schränkten die Weisen den Begriff Zedaka als finanzielle Hilfe an den Mitmenschen ein, während G'milut Chessed sowohl materielle als auch nichtmaterielle Hilfe sein kann.

„Unsere Weisen lehrten: ‘In drei Aspekten ist G'milut Chessed größer als Zedaka. Zedaka wird mit Geld getan, G'milut Chessed sowohl mit dem Körper als auch mit Geld. Zedaka richtet sich an Arme, G'milut Chessed an Arme und an Reiche. Zedaka erfolgt für Lebende, G'milut Chessed für Lebende und Tote’“ (BT, Sukah 49b).

Hilfe zu leisten ist im Wesentlichen auf zwei Arten möglich, eine davon finanziell. Die höchste Stufe bei dieser Art Hilfe wird erreicht, wenn der Spender nicht weiß, wer seine Unterstützung erhält und der Empfänger nicht, wer ihm geholfen hat. Die zweite Art der Hilfe ist persönlicher, indem die helfende Person unterstützt, berät, mitträgt, gegenwärtig ist. Wir drücken dies in sehr schöner Form in einem Gebet aus, das nur im liberalen Gebetbuch erscheint: „Möge ich nie zu geizig sein, um zu geben, noch zu stolz, um zu nehmen, denn im Geben und im Nehmen erkenne ich Dich (Gott) und beginne, den Sinn des Lebens zu verstehen“ (Siddur Or Chadasch, JLG Zürich 1981, S. 60, übersetzt aus dem englischen Siddur der Reformbewegung).

Unsere Weisen schätzen G'milut Chessed höher als Zedaka, weil die helfende Person als Ganzes in die helfende Tätigkeit involviert ist und Beziehung schafft. Wie kann G'milut Chessed mit finanziellen Mitteln erfolgen? Raschi erläutert: „Man verleiht Geld, stellt Geräte oder Tiere zur Verfügung.“ Für G'milut Chessed führt Raschi die folgenden Beispiele auf: „Man beklagt einen Toten, trägt ihn, begräbt ihn. Man erfreut einen Bräutigam, man begleitet jemanden auf dem Weg.“ Die Beispiele zeigen, dass G'milut Chessed sowohl materielle Bedeutung, als auch immaterielle Bedeutung haben kann, solange sich der Helfer persönlich beteiligt.

Die Hilfe bei Beerdigungen wird als „Chessed schel Emet“, als „wahre Liebestat“ betrachtet, da hier der Verstorbene die gute Tat nicht zurückerstatten kann, während bei Lebenden immer die Möglichkeit der einen oder anderen Form von Rückerstattung besteht. Diese Bezeichnung treffen wir schon bei unserem Stammvater Jakob an, der vor seinem Tod in Ägypten seinem Sohn Josef befahl: „Tue mit mir Liebe (Chessed) und Wahrheit (Emet), begrabe mich bitte nicht in Ägypten“ (Genesis 49,29).

Auch heute noch gibt es in vielen Gemeinden und außerhalb von ihnen, bei Bne Brit und anderen Organisationen, Hilfsfonds, die G'milut-Chessed-Kasse oder -Fonds heißen und häufig auf den Namen einer

verstorbenen Person lauten. Diese Fonds haben zum Ziel, Bedürftigen zinslose Darlehen zu gewähren und diese notwendigenfalls auch finanziell zu unterstützen.

Seit den Tagen des zweiten Tempels haben sich in allen jüdischen Gemeinden der Diaspora verschiedene Zedaka-Institutionen entwickelt, die jeweils einem bestimmten Zweck dienen. „Hachnassat Kalah“ unterstützt arme junge Paare beim Aufbau ihres Hausstands, es gibt Institutionen für die Bekleidung Bedürftiger, zur Beherbergung Reisender, für den Besuch von Kranken, zur Betreuung von Waisen, für den Trost von Trauernden usw. Ebenfalls wurden durch die Gemeinden Armengutsverwalter ernannt. Diese sammelten Spenden (Zedaka) und verwalteten die Zedaka-Kasse, aus der die Armen und Bedürftigen unterstützt wurden. Vor den Feiertagen wurden spezielle Sammelaktionen durchgeführt, damit auch bei den Heiminsassen Festtagsfreude herrsche. Die bekanntesten Sammlungen dieser Art fanden vor Purim (Magbat de-Purim) und vor Pessach (Ma'ot Chittin oder Kimcha de-Pis'cha) statt.

Wir sind alle dazu aufgerufen, Zedaka zu geben, jeder nach seinen Möglichkeiten. G'milut Chessed übt jeder nach seinem Willen. Die Verbindung und der Zusammenhalt in einer Gemeinde geschieht über G'milut Chessed. Alle können G'milut Chessed möglich machen, sogar der Kranke, der erlaubt, ihn zu besuchen oder der Trauernde, der es Gemeindeangehörigen und Freunden ermöglicht, ihn zu trösten.

„Auf drei Dingen beruht die Welt: Auf Tora (Lehre), auf Awoda (Kult; Gottesdienst) und auf G'milut Chessed (Awot 1,2).

Tovia Ben-Chorin

Februar 1997